

Prophetenbilder.

Von P. Aug. Rösler C. Ss. R. in Mautern (Steiermark).

2. Michäas.

Die Weltmacht Assur=Babel hat sich im Laufe der Geschichte immer entschiedener zum Mittelpunkt aller Feindschaft gegen das Gottesreich mit der heiligen Sionsstadt herausgebildet. Als sprichwörtlicher Gegensatz ist diese weltgeschichtliche Entwicklung bis heute allbekannt, und die Zukunft wird die typische Bedeutung dieses immerwährenden Kampfes kaum jemals beseitigen. „Von Babylon nach Jerusalem“ konnte die bekannte Schülerin des großen Bischofs W. E. von Ketteler die Geschichte ihrer Umwandlung aus einem leichtsinnigen Weltkinde in ein bußfertiges Gotteskind in der Ueberzeugung betiteln, daß sie allgemein verstanden werden würde. „Von Jerusalem nach Babylon“ könnte umgekehrt die eine oder andere Periode der Kirchengeschichte überschrieben werden, worin das Eindringen des Weltgeistes in die von Christus gegründete Stadt auf dem Berge oder der Niedergang mancher christlicher Völker zu schildern ist.

Als selbsterlebte Tatsache in ursprünglicher Geschichtlichkeit ist uns dieses gewaltige Thema der Weltgeschichte erhalten in den Reden des Propheten Michäas. Allerdings steht er diesbezüglich nicht allein da. Fast jeder der großen und kleinen Propheten im Schriftkanon hat unter diesem Gegensatz gelitten und gestritten. Eigentümlich aber ist unserem Micha, daß sich seine Prophezie auf die Darstellung dieses Gegensatzes in einzigartiger Nebeneinanderstellung des hellsten Lichtes und des tiefsten Schattens beschränkt. In vieler Beziehung reicht er an seinen großen Zeitgenossen Jesaias bei weitem nicht hinan, obgleich beiden dieselben überaus herrlichen Zukunftsblicke zuteil geworden sind. Trotzdem übertrifft sein Büchlein fast die mächtigen Buchrollen

des geistprühenden, sprachgewaltigen Prophetenfürsten, indem darin unter Beschränkung auf das Volk Israel und näherhin auf Juda und Jerusalem die Hauptpunkte der Heilsverkündigung mit überwältigender Klarheit wie fast nirgends zusammengefaßt sind. St. Hieronymus zieht nach einer uns freilich fremden Symbolisierung aus seiner Stellung in der Herzmitte des Zwölfspropheten-Buches einen Schluß auf die Tiefe seiner Geheimnisse.

Ein entzückendes Gleichmaß herrscht in seinen drei Reden, von denen jede mit: „Höret!“ (1, 2; 3, 1; 6, 1) beginnt, und die in ihrer einheitlichen Zusammengehörigkeit den einziggroßen Entscheidungskampf der Weltgeschichte zwischen dem Lichtreiche Gottes und der finsternen Macht des Weltgeistes vorsehren. Vom jubelnden Mitgefühl über den endlichen Ausgang dieses Ringens ergriffen, legt er dem Gottesvolke auf Zion gegenüber Assur das zuversichtliche Lied der Siegeshoffnung in den Mund: „Hege nicht Schadenfreude, meine Feindin, über mich! Bin ich auch gefallen, ich stehe wieder auf; sitze ich auch in Finsternis, Jahwe ist Licht mir. Den Born Jahwes will ich tragen, denn ich habe wider ihn gesündigt, bis er meine Rechtsache schlichtet und mein Gericht hält. Er wird mich zum Lichte führen; schauen werde ich seine Gerechtigkeit“ (7, 8. 9). Als strenger Herold des Friedenskönigs stellt er den Weltfrieden in sichere Aussicht, aber nur als Lohn des siegreichen Kampfes gegen die falschen Friedenspropheten. Das Wort des begeisterten Apostels der Liebe: „Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube“ (1. Joh. 5, 4), könnte auch als Thema der Michaprophezie gelten, wie überhaupt zwischen dem ersten Johannesbrief und unserm Propheten eine Parallele möglich ist. Reformator der Gottesgemeinde ist der eine wie der andere. Den Glauben an den menschengewordenen Gottessohn will Johannes gegen antichristliche Bestrebungen in der Kirche selbst schützen und damit die Gläubigen zur Vollendung in der Liebe führen. Den Glauben an den Friedensfürsten von Bethlehem soll Michäas gegen „die Verführer des Volkes“ (3, 5) in Israel erwecken und so sein Volk auf die schwersten, aber auch auf die glücklichsten Tage vorbereiten. Allerdings waltet der große Unterschied zwischen altem und neuem Bunde, zwischen dem Schatten der alttestamentlichen Dämmerung und dem Lichte des neutestamentlichen Tages zwischen beiden. Dazu schreibt Johannes im Frühlingsmorgen der jungen Kirche, während Michäas den düsteren Abend des Exils von ferne herankommen

sieht. Aber ein und derselbe Geist erfüllt und durchdringt beide und läßt auch in der frischen, kraftvollen Sprache beider unschwer eine Ähnlichkeit entdecken.

Das Ideal eines Reformpropheten dürfen wir demnach in Michäas sehen, von dem der katholische Priester jederzeit lernen kann, wie er in der Kirche Gottes reformierend auftreten soll. „Nolite conformari huic saeculo, sed reformamini in novitate sensus vestri!“ (Röm. 12, 2): dieser Ruf des Weltapostels gehört ja doch zur Lebensaufgabe jedes Priesters. Die gegenwärtige große Weltreform, die Gott selbst mit dem Weltkriege in die Hand genommen hat, läßt uns mehr wie je an die Erfüllung dieser Aufgabe auch nach dem ersehnten Frieden denken. Darum dürfte dieser Blick auf den strengen, herben und doch so süßen Friedensapostel und Reformpropheten Michäas besonders zeitgemäß sein.¹⁾

„Die glanzvolle Periode des Ezechias hat kein Orakel des Michäas aufzuweisen, das seinen herrlichen Weissagungen unter Achaz an die Seite gestellt werden kann. So bestätigt sich auch hier eine Beobachtung, welche keinem aufmerksamen Leser der Prophetenschriften entgeht, daß die Schätze der erhabensten Weissagungen in der Regel mit den allertrübsten Zeitverhältnissen zusammenfallen. Der Grund davon liegt in der prophetischen Aufgabe selbst. Die Gläubigen bedurften in solchen Zeiten der Gefahr außerordentlicher Tröstungen, um nicht mit in den Abfall gezogen zu werden oder an den Verheißungen Gottes selbst ganz und gar zu verzweifeln. Wie wir in der Natur fast überall Gift und Gegengift ganz nahe beieinander finden, also tat auch der gütige Gott in der Führung seines Volkes: und geschieht es nicht so allzeit im Laufe der Jahrhunderte bis auf unsere Tage?“²⁾

Um Michäas Bedeutung zu verstehen, müssen wir uns diesen zutreffenden Worten gemäß zunächst die Zeitverhältnisse vorführen,

¹⁾ Kleinert, dessen Werk: „Die Propheten Israels in sozialer Beziehung“ im vorigen Artikel über Amos benützt werden konnte, versagt im Abschnitte „Micha“ gänzlich. „Der Grenzdörfler von Morechet, der unter freiem Himmel auf der Feldflur die Zwiesprache mit Gott gepflogen“, wird zum Bekämpfer der Großstadt gemacht. Das soziale Problem der Stadt im ablehnenden Sinne zu lösen, soll der Gegenstand seines Buches sein, wobei er Schillers „edle Erörterung des Problems im Spaziergang“ nicht erreicht hat. Eine solche Verirrung im Namen der Wissenschaft ist nur möglich, wenn der übernatürliche Charakter des Propheten völlig übersehen wird. — ²⁾ Schegg, Geschichte des letzten Propheten I. 102, Regensburg 1853.

die seine Reformarbeit notwendig machten. Sein prophetisches Amt fiel ganz mit der Regierungszeit des unwürdigen Sprößlings aus Davids Hause Achaz (741 bis 727?) zusammen. Unter Achaz' Vorgänger Jotham, der in der Hauptsache zum Wohlgefallen Gottes regierte (II. Reg. 15, 34), und in die Zeit des Nachfolgers Ezechias, auf den jeder fromme Israelit mit Stolz blickte, fällt nur der Anfang und der Schluß seiner Tätigkeit. Die 16 Jahre der Regierung des Achaz waren für die treuen gläubigen Anbeter Jahwes eine furchtbare Leidenszeit. Sie schrumpften der Zahl nach wohl zu einer kleinen verachteten Schar zusammen gegenüber der tonangebenden Partei der Aufgeklärten, die mit dem weltklugen und unerfahrenen König an der Spitze „auf der breiten Grundlage des Humanismus auch dem heidnischen Kulte eine Berechtigung neben dem mosaischen eingeräumt wissen wollten“. Das Königsbuch (II. 16, 2) berichtet in seiner trockenen Kürze über Achaz: „Er tat nicht, was Jahwe, seinem Gott, wohlgefiel, wie sein Ahnherr David; er wandelte vielmehr den Weg der Könige von Israel.“ Michäas hat zu diesen wenigen inhaltschweren Worten ebenso kurz einen vielsagenden Kommentar in dem Vorwurf geliefert, den er im Namen Gottes an das verführte Volk richtet: „Du bewahrst die Satzungen Amris und alles Tun des Hauses Achab und gehst nach ihren Anschlägen, daß ich dich hingebe ins Verderben und deine Bewohner zum Gespött, und ihr traget die Schmach meines Volkes“ (6, 16). Der Prophet führt das Unheil unter Achaz auf seine Quelle zurück, auf die Mischehe, die König Joram von Juda mit Athalja, der Tochter Achabs von Israel, um 865 geschlossen hatte. „Er wandelte auf dem Wege der Könige von Israel“, berichtet das Königsbuch (II. 8, 18), „so wie es die vom Hause Achabs getan, denn eine Tochter Achabs war seine Gemahlin, und er tat, was Jahwe mißfiel. Doch wollte Jahwe Juda nicht vertilgen, um seines Knechtes David willen, so wie er es ihm verheißen hatte, daß er ihm nämlich eine Leuchte vor seinem Angesichte immerdar verleihen würde.“ Michäas nennt aber vor Achab noch dessen Vater, den kriegstüchtigen Amri, als tiefere Wurzel des antijahwistischen Trevels, der durch diese Ehe in Davids Haus gekommen ist. Ganz auf die Mehrung seiner Macht bedacht, hatte nämlich König Amri von Israel die Religion der Politik dienstbar gemacht und dem phönizischen Götzendienst Eingang in sein Reich gewährt. „Er trieb es schlimmer als alle seine Vorgänger“, heißt es von ihm (II Reg. 16, 25 f.).

„Er wandelte ganz auf dem Wege Jeroboams und in seinen Sünden, zu denen er Israel verführt hatte, damit sie Jahwe, den Gott Israels, mit ihren nichtigen Götzen ärgerten.“ Dieses Verwerfungs-
urteil bezieht sich besonders auf die Verheiratung seines Sohnes Achab mit Jezabel, der Tochter des Königs Ethbaal von Sidon, die im politischen Interesse von Amri im Beginn seiner Regierung zu-
stande gebracht wurde. Der phönizische Baal- und Ascherakult wurde durch diese Mischehe in Israel eingeführt. An den Namen Jezabel, der wie wenige in der Geschichte gebrandmarkt ist, knüpft sich das ganze Verderben, indem Achab, ganz von seinem Weibe beherrscht, den Glauben Israels mit phönizischem Götzkult vermengte. Athalja hinwieder hatte als treues Abbild der Mutter während ihrer sieben-
jährigen Herrschaft ihren Gemahl Joram von Juda ebenso zum Verführer seines Volkes gemacht. Durch ihren Einfluß schloß sich Joram von Juda sogar enger an Tyrus an als an Israel und wurde schlechter als der gleichnamige und gleichzeitige König Joram von Israel.¹⁾

In der Genealogie des Heilandes übergeht Matthäus (1, 8) absichtlich die nächsten drei Sprossen aus der vergifteten Wurzel der Ehe Jorams mit Athalja, die sämtlich durch unnatürlichen Tod weg-
gerafft wurden. Zur Strafe für Jorams Schuld sollten die Nach-
kommen bis in die dritte Generation aus dem Gedächtnis der Nachwelt vertilgt werden, wie sie durch Gottes Strafgericht vorzeitig aus dem Leben geschafft worden waren. Achaz nun knüpfte wieder an Jorams Frevel an, der ausgesprochen in einer Verleugnung des Offenbarungs-
glaubens bestand. Durch die angeführten Mischehen seiner Vorfahren war die reine Jahwereligion stark getrübt worden; der Glaube an die Verheißungen, die David erhalten hatte, war ins Wanken geraten.

„Anfang der Sünde, Tochter Sion“, klagt Michäas (1, 13) „ist, daß bei dir gefunden wurden die Vergehen Israels.“ In poetischer Schönheit hat der Prophet in der Aufzählung der zehn Städte Judas (1, 10—15), über die das Strafgericht hereinbrechen soll, Jerusalem in die Mitte gestellt. „Nebel vom Herrn fährt herab auf Jerusalems Tor.“ Achaz' Abfall vom Geiste und Glauben Davids hat die heilige Stadt zum Mittelpunkt des Verderbens gemacht. Gerade im Glaubensmangel gegenüber dem Heile, das Jahwe dem Throne Davids zugesichert hatte, bestand Achaz' Verbrechen.

¹⁾ Vgl. Sanda, Die Bücher der Könige. II. 71. Münster 1912.

Der Niedergang Judas in sittlicher Beziehung war nur eine Folge dieser Glaubensverleugnung. Indem nämlich König Achaz sein Heil im Anschluß an die heidnische Weltmacht Assur suchte, anstatt nach der Weisung des Propheten gläubig auf den Schutz Gottes zu bauen, verführte er im politischen Interesse auch sein Volk zu heidnischen Unsitten. Wie in vielen Punkten das tiefere Verständnis unseres Michäas bei Jesaias zu suchen ist, so auch diesbezüglich im berühmten 7. Kapitel des Fürsten der Propheten.

Als die verbündeten Könige von Syrien und Israel feindlich gegen Jerusalem heranzogen, trat Jesaias im Auftrage Gottes vor den besorgten Achaz mit der Versicherung, daß Hauptstadt und Reich von diesem räuberischen Angriff nichts zu fürchten hätten. „Glaubt ihr nicht, so habt ihr nicht Bestand“: so schloß der große Prophet seine Gottesbotschaft an den schwachgläubigen Achaz. Doch dieser verharrte in seiner Unschlüssigkeit. Da bietet Jesaias dem König an, ein beliebiges Wunderzeichen zu verlangen, wodurch die Vorherverkündigung des göttlichen Schutzes bestätigt werden sollte. Aber Achaz lehnt scheinheilig auch dieses Anerbieten ab. „Ich will kein Zeichen verlangen und Jahwe nicht versuchen.“ Unempfindlich sogar gegen die herrliche Weissagung von der jungfräulichen Mutter des Emmanuel, womit nun Jesaias dem Unglauben des Königs zum Trotz den Bestand des Davidsthrones versichert, verschmäht Achaz den Beistand Gottes und sucht dafür Hilfe beim König von Assur.

Das Königsbuch (II. 16, 7 f) hat auffällig in verhältnismäßiger Ausführlichkeit diesen Anschluß an Tiglat-Pilesar geschildert. „Dein Knecht und dein Sohn bin ich“, ließ Achaz dem Herrscher Assyriens melden. „Ziehe heran und rette mich vor der Gewalt der Könige, die mich angegriffen haben.“ Seine gottwidrige Bitte um solche Hilfe bekräftigte er noch durch Uebersendung der Gold- und Silberschätze aus dem Tempel. So hatte Achaz gänzlich die Verheißung göttlichen Schutzes an seinen königlichen Ahnherrn vergessen und verleugnet. Durch den Propheten Nathan hatte Jahwe dem David die Beständigkeit seines Thrones zugesichert, indem er ihm bezüglich seines Sohnes und seiner Nachkommenschaft verkünden ließ: „Ich will ihm Vater und er soll mir Sohn sein.“ (II. Sam. 7, 14.) Achaz aber bekennt sich als Knecht und Sohn des assyrischen Großkönigs. Und als er um solchen Preis dessen Hilfe erlangt hat, zieht er nach Damaskus, um seinem neuen Herrn und Vater Tiglat-Pilesar dort

persönlich zu huldigen. Nach dem Muster des Altars, an dem er den König von Assur in Damaskus hat opfern sehen, läßt er im Tempel zu Jerusalem einen neuen Altar aufstellen und den früheren Altar aus Salomos Zeit beiseite schaffen. Er selbst steigt als Oberpontifex nach assyrischer Weise zu dem neuen Altar hinauf, um zu opfern. Urija aber, der Priester, ließ dieses gesetzwidrige Tun des Königs geschehen „und versuhr genau nach seinem Gebote“ (II. Reg. 16, 16).

Die Trebel dieser Religionsmengerei, die scheinbar Israels Glauben bestehen ließ, hatte Michäas mit ansehen müssen. Seine tiefe Glaubensüberzeugung, die das Heil Israels und damit aller Völker an die Treue gegen die Offenbarungen Jahwes geknüpft sah, wurde in der Wurzel getroffen. „Die Fürsten und Führer des Hauses Israel“ waren wie das Volk dem Glauben untreu geworden (3, 1—4). Die Propheten predigten als „Volksverführer“ „Frieden“ mit blindem Vertrauen auf die Macht Assurs. „Sions Richter sprachen Recht um Geschenke, seine Priester lehren um Lohn, um Geld weisagen seine Propheten.“ Die Warnungen der wahren Propheten aber schlugen sie mit vermessenen Vertrauen auf Jahwes Verheißungen in den Wind, sprechend: „Ist nicht der Herr in unserer Mitte? Kein Uebel wird über uns kommen!“ (3, 9—11.)

Unter solchen Klagen sah Michäas mit seinem scharfen gott-erleuchteten Blicke das traurige Ende dieser Selbsttäuschung in der Zukunft. Nicht bloß der Untergang Samarias durch Assur stand klar vor seinem Seherauge (1, 6. 7). Ueber die geliebte heilige Stadt muß er seinen Wahrspruch ergehen lassen: „Euretwegen wird Sion als Acker gepflügt und Jerusalem zum Steinhäufen und der Tempelberg zu Waldeshöhen werden“ (3, 12). Babylon sollte als Erbe Assurs die goldenen Fesseln, die Achaz von Tiglat-Pileser erbettelt hatte, in eiserne verwandeln, und Michäas sieht im Geiste dieses Strafgericht Gottes sich vollziehen. Jahwes Wort, das Isaias zur Strafe für den Unglauben des Achaz verkündet hatte, schaut auch Michäas in der zukünftigen Erfüllung: „Weil verachtet hat dieses Volk Siloas ruhig fließendes Wasser, darum führt der Herr gegen sie herbei die mächtigen Wasser des Euphrat“ (Jf. 8, 6).

So verstehen wir seine markdurchdringenden Worte: „Darob muß ich wehklagen und jammern, entblößt und nackt einherziehen. . . . Weh' mir, ich bin geworden, wie einer, der im Herbst Trauben der

Weinlese sammelt, (aber) keine Traube ist da zu essen. Verschwunden sind Heilige von der Erde; Redliche unter den Menschen finden sich nicht. Alle legen Nachstellungen bis zum Blut; ein jeder jagt seinen Bruder in den Tod. Das Böse ihrer Hände nennen sie gut; der Fürst fordert, der Richter ist um Entgelt zu haben, der Große spricht die Begierde seiner Seele aus und verknäuelte sie“ (1, 8 f; 7, 1 f.).

Dürfen wir diese Klagen des Propheten über den Abfall vom Glauben auf unsere Zeitverhältnisse anwenden? Die bejahende Antwort hat vor 30 Jahren am 1. November 1885 Leo XIII. in seiner Enzyklika „Immortale Dei“ über die christliche Einrichtung der Staaten gegeben. Die Schilderung des Papstes von den Zuständen in den Staaten, die sich noch christlich nennen, zeigt eine auffallende Ähnlichkeit mit den Klagen des Propheten, wenn der wesentliche Grund der beiderseitigen Herzensergüsse ins Auge gefaßt wird. Das Gottesreich der Kirche ist nach Leo XIII. ebenso von der gottentfremdeten Weltmacht verkannt und verachtet, wie sein alttestamentliches Vorbild im Throne Davids zu Michäas' Zeit verleugnet wurde. Gemäß dem „neuen Rechte“, das im „modernen“ Staate herrscht, ist nach den Worten des Papstes von der Herrschaft Gottes keine Rede „derart, als ob es überhaupt keinen Gott gäbe oder als ob Gott sich um das Menschengeschlecht nicht kümmerte, oder als ob die Menschen, sei es im privaten, sei es im öffentlichen Leben, keine Pflicht gegen Gott hätten, oder als ob irgend eine Herrschaft gedacht werden könnte, deren Grund, Macht und Berechtigung nicht in Gott zu suchen wäre. . . . Demnach glaubt der Staat sich zu keiner Pflicht gegen Gott verbunden, bekennt sich als religionslos, ohne die Pflicht zu fragen, welches unter den Religionsbekenntnissen das allein wahre sei. Dafür verleiht er allen Religionen Gleichberechtigung und sieht nur darauf, daß die Staatsdisziplin keine Beeinträchtigung erleide. Folgerichtig bleibt die Religion überhaupt ganz dem Belieben des einzelnen anheimgestellt; jeder darf die Religion wählen, die ihm mehr zusagt; gefällt ihm keine, so hat er überhaupt keine. . . . Welche unwürdige Stellung bei solchen Zuständen der Kirche eingeräumt wird, ist leicht ersichtlich. In Uebereinstimmung mit obiger Theorie wird der katholische Glaube im Staate auf eine Stufe mit den ihm feindlichen Bekenntnissen gestellt oder sogar noch tiefer; auf die Kirchengesetze wird keine Rücksicht genommen. Die Kirche, die nach dem strengen Auftrage Jesu Christi alle Völker lehren soll, darf auf die

öffentliche Volksschule keinen Einfluß haben. Ueber die Angelegenheiten gemischter Art bestimmt die staatliche Gesetzgebung unter stolzer Verachtung der heiligsten Rechte der Kirche.“¹⁾

Es genügt, durch diese wenigen Sätze an die Enzyklika des Papstes zu erinnern, um daran zwei Fragen zu knüpfen: 1. Welchen „christlichen“ Staat hat der Papst von seinen Klagen ganz ausgenommen oder hätte er ausnehmen können? 2. Welchen bemerkenswerten Erfolg hat Leo XIII. mit seinen Mahnungen und Warnungen seit 30 Jahren erzielt? Auf beide Fragen lautet die Antwort der Tatsachen: Keinen. Fast scheint es, als ob da und dort die Weisheit Leos XIII. nur deshalb so laut gelobt worden sei, um seine väterlichen Mahnungen zu übertönen. Sein Rundschreiben ist vergessen und seine Stimme verschollen. Allerdings galten die Klagen des päpstlichen Propheten nicht jedem Staate in gleichem Maße. Nicht überall sind Gottes Rechte so verachtet worden, wie im Lande der „ältesten Tochter der Kirche“. Den zunehmenden Abfall vom Glauben an Christus und seine Kirche haben aber Leos eindringliche Vorstellungen nirgends aufgehalten.

So haben die Staaten ohne Gott den Weltkrieg vorbereitet, in dem die Weltmächte ernten, was sie gesät haben. Gegen die Bezeichnung des großen Zusammenbruches der modernen Kultur, den wir gegenwärtig unter Blut und Tränen erleben, als eines Religionskrieges, ist Einspruch erhoben worden; in gewissem Sinne mit vollem Recht. Aber nur in diesem gewissen Sinne konnte und mußte die unbegreifliche Verleumdung jener verblendeten französischen Nationalkatholiken, als hätte Deutschland im Bunde mit Oesterreich den Krieg zur Vernichtung des katholischen Glaubens unternommen, zurückgewiesen werden. In anderem Sinne jedoch gilt das Wort des nicht katholischen deutschen Soziologen Werner Sombart: „Alle großen Kriege sind Glaubenskriege“ auch von diesem Völkerringen. „Wo immer die moderne Kultur blüht, erhebt auch der antichristliche Geist sein Haupt.“²⁾ In den sogenannten Entente-Mächten hat aber diese antichristliche Strömung sich seit langem nur in verschiedener Weise als Todfeind der katholischen Kirche geoffenbart. England hat die grausamste blutige Verfolgung im 16. Jahrhundert mit der Lösung:

¹⁾ Leonis XIII Allocutiones etc. Desclée (1887 Brugis.) Vol. II. 157.

— ²⁾ Sawicki, „Die deutsche Philosophie und der Weltkrieg“, in Pfeilschifter „Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg“, 1915, S. 119.

„No popery!“ ins Werk gesetzt, ehe die englischen Deisten mit dem Baron v. Cherbury und Hobbes an der Spitze die perfide Skrupellosigkeit gegen jedes Völkerrecht mit Erfolg begründet haben. Rußland hat seinen schismatischen Haß gegen Rom nie verleugnen können; demgemäß hat die russische Regierung ihre anfänglichen Erfolge in Galizien sofort in blindem Fanatismus zur brutalen Unterdrückung des katholischen Glaubens mißbraucht. Frankreich wurde von demselben antikirchlichen und antichristlichen Geiste zur Anstiftung des frevelhaften „Rachekrieges“ gegen Deutschland gedrängt, in dem es die Ausrottung der Kirche und des Christentums in den letzten Jahrzehnten getrieben hatte. Italien endlich rief das frevelhafte Ichthum, das sich Gott und seinem Sittengesetz gegenüber als selbstherrlich dünkt, als „heiligen Egoismus“ aus, um seine Bundespflichten ebenso frevelhaft zu brechen, wie es mit dem Raube Roms die heiligsten Rechte mit Füßen getreten hatte. So konnte der Bund des ungläubigen Frankreich und des habgüchtigen England mit dem abergläubischen Schisma voll Haß gegen Rom zustande kommen, und von diesen „christlichen“ Staatsregierungen der Krieg entfesselt werden, worin die Ungläubigen höhnisch einen Bankerott des Christentums sehen. Das treubruchige Italien aber hat endlich durch seine Klausel zum Londoner Abkommen gegen den Papst die Vierverbandsmächte zu Söldnern der antichristlichen Loge gestempelt.

Bischof Spoard von Anech hat seine katholischen Landsleute, die heute sich als Hort des „Katholizismus“ aufspielen wollen, vor 20 Jahren in seiner Schrift: „Le système du moins possible et demain dans la société chrétienne“ (1895) aufmerksam gemacht, wie das Eindringen des Weltgeistes die Kraft des Christentums zunächst in Frankreich lähmte. Er wurde als Rigorist und Pessimist verschrien und verachtet. In bestimmten Kreisen Deutschlands ist die Stimme dieses prophetischen Einsiedlers nicht höher gewertet worden. Wenn dagegen heute die kaiserlichen Mittelmächte, abgesehen von der Gerechtigkeit des ihnen aufgezwungenen Abwehrkrieges, das Christentum zweifellos auf ihrer Seite haben, so verdanken sie das an erster Stelle den Hirtenbriefen der deutschen Bischöfe, die mit wahrhaft prophetischem und apostolischem Freimut ihre Gläubigen zur Reue und Buße aufforderten ohne ein Wort unchristlichen Hasses gegen die Feinde. „Wie oft“, schrieben die Kirchenfürsten, „haben wir Bischöfe in der Not unseres Herzens laut Klage erhoben über den Niedergang des

religiösen und sittlichen Lebens. Nun hat der Krieg die Religion wieder in ihre Rechte eingesetzt.“ In der von Pfeilschifter herausgegebenen Abwehrschrift gegen das französische Pamphlet, in der ja manche Schattenstriche vergessen sind, zeigt zweifellos der Abschnitt: „Deutsche und französische Kriegshirtenbriefe“ handgreiflich und unwiderleglich, auf welcher Seite Wahrheit, Recht und Christentum stehen. Trotz der antichristlichen Elemente auch in Deutschland und in Oesterreich kämpfen demnach die vereinigten Kaiserreiche nicht bloß für ihre Existenz, sondern auch für den christlichen Glauben. Daher dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß mit dem Siege der Mittelmächte die christliche Reformtätigkeit im Frieden erst wohl einsetzen werde, um „das größte Uergernis, das zurzeit auf der fluchbeladenen Menschheit lastet, gründlich zu beseitigen. Dieses Uergernis ist aber unstreitig die schmachvolle geistige Knechtschaft, welche infolge des herrschenden Unglaubens durch die Macht der öffentlichen Meinung und der Loge wie ein tödlicher Apdruck auf den Geistern liegt“.¹)

Was diese positive Reformtätigkeit zuerst und vor allem zu leisten hat, zeigt uns nun wieder Michäas als Trostprophet: „Sahwe ist Licht mir.“ Dieses sein Wort hat ihn mutig aufrecht erhalten inmitten der finstersten Unglücksnacht.²) Seine Glaubensüberzeugung ließ ihm die dem Hause Davids versprochene „Leuchte“ nicht erlöschen. Mit dieser Lebenslösung hat er seinen Blick zur Höhe erhoben und mit seinem Volke gebetet: „Doch ich will zu Sahwe aufschauen, harren auf Gott meinen Heiland; hören wird mich mein Gott“ (7, 7). In diesem Lichte hat er sowohl das neutestamentliche Jerusalem in seiner völkerbeglückenden Majestät auf dem Gipfel der Berge geschaut, als auch den Friedensfürsten aller Völker aus Bethlehem begrüßt. Mit dem großen Isaias hat Michäas die Weissagung von der Erhöhung des Berges Sion über alle Berge, zu dem alle Völker strömen werden, um dort Gottes Wege zu lernen, wörtlich gemeinsam (4, 1—5. Jf. 2, 1—5).

Einzig aber ihm ist das Juwel der weiteren messianischen Prophezie anvertraut: „Du Bethlehem Ephrata, die du klein bist unter den

¹) Hift.-pol. Blätter 1916. Bd. 15 F. S. 280. — ²) Fast scheint es, als habe Michäas mit seinem *יְהוָה אֱלֹהֵינוּ* dem Priester *אֲהִיָּה*, der mit seiner Willfährigkeit gegen Achaz seinem Namen wenig Ehre machte, entgegengetreten wollen.

Tausenden Judas: aus dir wird hervorgehen, der da Herrscher sei in Israel, und seine Ursprünge sind von Anbeginn, von den Tagen der Ewigkeit. Darum wird er sie hingeben bis zur Zeit, da die Gebärende geboren, und der Rest seiner Brüder wird umkehren zu den Kindern Israels. Und er wird stehen und weiden in der Kraft Jahwes, im Glanze des Namens Jahwes, seines Gottes. Und sie werden umkehren, denn nun wird er groß sein bis an die Grenzen der Erde. Und er wird der Friede sein“ (5, 2—5). Der zugemessene Raum gestattet nicht, diese beiden zusammenhängenden Gipfel der messianischen Weissagung aus Michäas' Feder hier entsprechend zu erörtern. Es muß genügen, ihre Bedeutung besonders für die Gegenwart anzudeuten. Alle positive Reformtätigkeit des Priesters muß heute mehr wie je davon ausgehen und darauf abzielen, den Glauben an Jesus Christus und an seine Kirche zu wecken und neu zu befestigen. Als Fortsetzer und Vollender der Reformarbeit Leos XIII. hat Pius X. das „Instaurare omnia in Christo“ zum Wahlspruch seines Pontifikats gemacht und der Christenheit als Erbe zurückgelassen. Wie bei Michäas das göttliche Kind von Bethlehem als Friedensfürst mit dem neutestamentlichen Sion auf dem Gipfel aller Berge, zu dem alle Völker strömen, vereinigt sind, so bestehe das Heil der Welt heute darin, daß die Völker Christus und seine katholische Kirche zusammen anerkennen. Das Unheil der neuen Zeit begann mit dem ungläubigen Versuche, Christus, das Haupt, vom Leibe der Kirche zu trennen, von der Kirche sich loszusagen, bei Christus aber bleiben zu wollen. Folgerichtig ist dieser Auflösungsprozeß zur antichristlichen Leugnung der Gottheit Christi fortgeschritten. Wie weit diese Verwesung des Christentums außerhalb der Kirche bis kurz vor dem Kriege fortgeschritten war, hat A. Schweizer in seinem Buche: „Von Reimarus zu Breda“ (Tübingen 1906) gezeigt. Heute könnte eine neue Auflage schon den Titel tragen: „Von Reimarus zu Drews' Christusmythe.“ Was Michäas zum Troste der Welt geschaut hat, was die Apostelschar jubelnd den Völkern verkündet hat, worin die christlichen Jahrhunderte bisher ihr einziges Heil gefunden haben, wonach endlich die nichtchristlichen Völker des Erdkreises sich sehnen: das sucht eine sogenannte wissenschaftliche Pseudotheologie im Dienste des Antichristentums in Lug und Trug aufzulösen. Mit der ganzen Kraft seines Glaubens tritt diesem Trevel gegenüber Johannes, der Theologe unter den Aposteln, zu Michäas, dem Seher des Kindes von Bethlehem, und

ruft: „Daran wird Gottes Geist erkannt: jeder Geist, der bekennt, daß Jesus Christus im Fleische gekommen ist, ist aus Gott, und jeder Geist, der Jesus nicht bekennt, ist nicht aus Gott und das ist der Antichrist, von dessen Kommen ihr gehört habt und der jetzt schon in der Welt ist“ (I. Joh. 4, 2 f.). Leider kann die deutsche Wissenschaft in dieser Beziehung nicht von Schuld frei etwa auf Renan hinweisen. Fast ein Menschenalter vor Renan ist David Strauß mit seinem „Leben Jesu“ in den Dienst des Antichristen getreten. Gefeierte deutsche Gelehrte sind bis zur Gegenwart nicht müde geworden, ihre Leugnung der Gottheit Christi mit dem Scheine der Wissenschaft zu verdecken. Es ist z. B. geradezu beschämend für einen Deutschen, in der herrlichen Studie D. Bardenhewers „Maria Verkündigung“ (1905) zu lesen, wie die ‚Theologen‘ Holzmann, Hilgenfeld, Harnack, Hillmann, Weinelt u. s. w. der Wissenschaft geradezu rohe Gewalt antun, um den Lukasbericht über die Empfängnis der Jungfrau als „Einschub einer jüngeren Hand“ darzutun. „In dem naturalistischen Gedanken“, sagt Bardenhewer treffend hiezu, „daß die Menschheit imstande gewesen, Jesus Christus aus sich selbst hervorzubringen, gipfelt gewissermaßen der Widerspruch der Zeit gegen die Uebernatürlichkeit der Kräfte und Ziele des Christentums.“

Reformarbeit für die christliche Kultur im auszeichneten Sinne leistet daher der katholische Priester, der mit der unerschütterlichen Hoffnungsfreude eines Michäas und der Glaubensstärke eines Johannes bekennt und verkündet, was der Prophet geschaut und der Apostel gepredigt hat: „Er wird Friede sein —, Er, der als das ewige Wort Fleisch geworden ist.“ Dem ersehnten Weltfrieden bereitet der Priester die Wege, der nicht müde wird auf die katholische Kirche hinzuweisen mit dem Seher Michäas: „In der letzten Zeit wird der Berg des Hauses des Herrn auf dem Gipfel der Berge und erhaben sein über die Hügel, und die Völker werden zu ihm strömen, und eilen werden viele (alle) Nationen und sprechen: „Kommt, laßt uns ziehen auf den Berg Sion und zum Hause des Gottes Jakob, auf daß er uns lehre seine Wege und wir wandeln in seinen Pfaden“ (4, 1. 2). Außer Christus kein Heil und ohne Kirche keine Rettung.